

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 13.

Posen, den 16. Januar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(11. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Der Opfertuch und der Kosteledy rückten gleich heran, aber der Justus stand auf: „Nein, ich danke, ich mag nicht,“ sagte er.

„Was soll denn das heißen?“ fragte der Schmied mit einem boshaften Glitzern in den Augen, „hast du deiner Frau vielleicht ein Ehrenwort abgeben müssen, damit du nicht zum zweitenmal ausreißer mußt?“

Und der Knollmeyer zog den Justus am Arm nieder: „Du mußt wohl,“ flüsterte er, „die glauben sonst, du fürchtest dich.“

Na, wenn die das meinten, so konnten sie ja sehen, daß der Justus sich nicht fürchtete. Er blieb also sitzen, und sie begannen zu spielen ganz wie dazumal, und im Anfang ging es auch ganz leidlich hin und her mit einmal Gewinnen und einmal Verlieren, bis sich dann das Blatt wandte und sich das Glück immer deutlicher gegen den Justus entschied. Beim Opfertuch und beim Kosteledy glückte sich's aus, aber Justus war offenbar wieder völlig unter die Räder gekommen, er geriet immer tiefer ins Verlieren, und dem Wiesinger floß der Gewinn zu.

„Der Justus hat nun schon einmal Pech mit den Karten,“ sagte Knollmeyer; aber wenn einer ein feineres Ohr hatte, so merkte er nichts von Bedauern mit dem Schwager oder Bangen vor einem üblen Ende, sondern eher eine Befriedigung, daß es so zu kommen schien wie früher immer.

Der Justus selbst sagte gar nichts, er saß nur ganz ernst da, spielte ohne sichtbare sonderliche Aufregung, sah nur manchmal dem Wiesinger scharf ins Gesicht oder auf die Hände, und die Furche zwischen den Augenbrauen war so tief geworden, daß sie anzusehen war wie ein Schnitt mit einem Messer.

Eine Weile ging es so hin, und es hatte den Anschein, als sollte der Justus gleich beim erstenmal so gründlich ausgebeutet werden, wie nur je in seinen schlimmsten Zeiten.

Dem Professor der Bauchrederkunst mochte es zuviel geworden sein, dieses Schauspiel mit anzusehen. Er hatte bisher hinter Justus gesessen und ihm in die Blätter geblickt, so daß sein langer eisgrauer Schnurrbart Justus bisweilen am Hals kitzelte, hatte ihm aber keinerlei Wink gegeben, wie es besser zu machen wäre. Jetzt erhob er sich, nahm Hut und Mantel, um zu gehen; im gleichen Augenblick aber hörte Justus — Gott allein mochte wissen, wie Donner das zuwege brachte — dicht an seinem Ohr eine flüsternde Stimme: „Nimm dich in acht. Schau ihm gut auf die Finger.“

Justus schaute überrascht auf; der Professor hatte sich schon zum Gehen gewendet und stand einige Schritte vom Tisch entfernt, aber es konnte niemand anderes gewesen sein als er. Da nickte ihm Justus zu und nahm die Blätter auf, die ihm Wiesinger gegeben hatte.

Aber es blieb auch weiterhin, wie es war, Justus

verlor und Wiesinger gewann, hie und da nahmen auch Opfertuch und Kosteledy ein wenig an der Beute teil.

Jetzt war der Wiesinger wieder oben auf und hatte den Justus beim Genick wie einst und war natürlich ungemein aufgeräumt. „Wenn du gar so viel in der Fremde gelernt hast,“ sagte er und blies sich auf, „so wunderst's mich nur, daß du im Kartenspielen so ein Pökel geblieben bist. Wenn einer bei den Soldaten gewesen ist, so versteht er sonst mehr davon.“

„Ja, es kommt halt nicht bloß aufs Geschick an,“ antwortete Justus, „sondern auch aufs Glück.“ Er hatte die Karten eben übernommen, um sie auszuteilen, tat aber nichts dergleichen, sondern legte sie vor sich auf den Tisch und deckte die Hand darüber. „Uebrigens ist es gut, daß du mich an meine Soldatenzeit erinnerst. Da ist es unter uns Gebrauch gewesen, daß wir nicht mehr als fünfzig Spiele mit denselben Karten gemacht haben. Und so wollen wir es auch heute halten.“

Damit stand Justus auf und ging zum Ofen, in dem, da die Abende noch recht kühl waren, ein Feuerchen brannte. Und ehe jemand noch erfaßt hatte, was der Justus wollte, hatte er das Türchen aufgemacht und die Karten auf die Glut geworfen. Sie krümmten sich zusammen, und dann flackerten blaue Flämmchen über sie hin. „So!“ sagte der Justus, „und jetzt gibt uns der Ameiseder ein Spiel neue Karten.“

Wiesinger war einen Augenblick sprachlos gewesen, jetzt wurde sein Feuer mal dunkelviolett. „Was fällt dir ein!“ schrie er, „die Karten waren doch noch ganz gut.“

„Das glaub' ich gern,“ lachte der Justus, „daß sie dir gut waren. Darum wollen wir eben ein neues Spiel nehmen.“

„Ich hab' genug,“ sagte der Schmied, indem er Miene machte, den Sessel zurückzuschieben, „wir hören auf.“

„Nein, wir hören nicht auf!“ erwiderte Justus in einem Ton, der es geraten erscheinen ließ, nicht zu widersprechen, „ihr habt mich herausgefordert, zu spielen, nun müßt ihr es tun, so lange es mir beliebt.“

Der Wirt hatte indessen ein neues Spiel Karten aus dem Schrank gekramt. Es war noch in seiner Packung mit der Fabrikmarke und dem amtlichen Stempel darauf. Justus riß das Papier auf und ließ die Karten aus seiner Hand über den Tisch gleiten, daß sie blank und schlank aufsprangen wie bunte Fischlein. „So, und nun fangen wir noch einmal an,“ sagte er.

Es war seltsam, seitdem die neuen Karten da waren, schien sich das Glück gänzlich eines anderen besonnen zu haben. Es hatte Wiesinger und den anderen den Rücken gekehrt und lächelte ausschließlich dem Justus zu. Und bei dieser Laune blieb es so unermüdlich, daß bald die Häuflein Geld, die vor den bisherigen Gewinnern lagen, immer mehr zusammenschmolzen und sich ein neuer und weit größerer Haufen vor Justus aufstürmte. Sie mußten bald in die eigenen Taschen greifen, und als Mitternacht vorbei war, blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu gestehen, daß sie mit ihrem Geld fertig seien.

„Dann hören wir auf,“ sagte Justus, indem er seinen Gewinn zusammenstrich und einsteckte, „Spiel schulden mag ich nicht.“

Wiesingers Feuerwerk war ganz blaß geworden. „Morgen wird's vielleicht wieder ein anderes Gesicht haben," knurrte er ingrimig.

Aber Justus sah ihm mit einem festen Blick in die Augen. „Einmal hab' ich gespielt und damit genug. Ich rühr' keine Karten mehr an."

Sie verließen das Wirtshaus alle miteinander, aber der Opferkuch und der Kosteledy verloren sich bald nach ihrer Richtung, da gingen sie zu dritt den gemeinsamen Weg weiter, der Justus, der Schmied und der Schwager Knollmeyer.

Vor der Schmiede blieben sie stehen, und der Schmied sagte: „Das gibt's nicht, daß du dich aus dem Staub machen willst. Du wirst morgen wieder mit uns spielen, wenn wir nicht glauben sollen, du hast Angst vor deiner Alten, daß sie dich auf Erbsen knien läßt."

Er reichte Salzenbrod seine breite Tasse, aber der schlug nicht ein, sondern erwiderte ruhig: „Ich spiel' nicht mehr. Und zwing mich nicht, zu sagen, warum ich's nicht tue."

„Jetzt grad', das möcht' ich aber doch gern hören," lachte der Schmied etwas wacklig.

„Gute Nacht!" sagte der Justus, indem er sich zum Gehen anschickte.

„Halt!" Wiesinger hatte Salzenbrods Rockärmel erfaßt. „Erst wirst du mir Antwort geben."

Justus löste seinen Ärmel ruhig aus des Schmiedes Griff: „Wenn du's also durchaus wissen willst: Ich spiel' nicht mit Leuten, die ihre Karten gezeichnet haben und dem Gewinnen nachhelfen."

Es hörte sich an, als sei in des Wiesingers Schmiede der große Blasebalg in Tätigkeit, mit dem er das Feuer ansachte. Er arbeitete aber nicht in der Schmiede drinnen, sondern in seiner Brust, und das Geräusch kam von seinem Schmiedefeuer, sondern von den Flammen seiner Wut.

„Das willst du mir sagen, mir, du Vagabund, du Herumzieher?" röchelte er, „du mir? Daß ich ein Falschspieler bin? Und vor einem Zeugen sagst du mir das?"

„Sei froh, daß ich dir's nur vor dem Knollmeyer sag' und nicht vor allen, die dabei gewesen sind."

„Du mußt mir vor's Gericht, und beweisen mußt du mir's."

Justus griff in die Tasche und zog etwas hervor, das er dem Schmied vor die Nase hielt: „So geschickt bin ich schon gewesen, daß ich nicht alle Karten in den Ofen gesteckt habe. Einige habe ich mir aufgehoben, wenn dir's um den Bemeis zu tun ist."

Mit einem kurzen Brüllen warf sich der Schmied auf den Justus, die eine Pranke faßte nach der Hand mit den Karten, die andere umklammerte würgend den Hals seines Gegners. Aber es war wunderbar zu sehen, wie rasch er wieder losließ. Des Justus freie Faust hatte nur zwei kurze Stöße vollführt, den einen gegen des Schmieds Gesicht, den anderen gegen seinen Magen. Knollmeyer hatte das alles in der Dunkelheit gar nicht deutlich sehen können, da war die ganze Balgerei schon vorüber, und der Wiesinger lehnte stöhnend und ächzend an einem der Pfosten, die das Bordach seiner Schmiede trugen.

„Komm!" sagte Justus zu seinem Schwager, „gehen wir!"

Sie schritten über das Brücklein, unter dem der Bach dahinkummelte, auf die andere Straßenseite hinüber.

„Da hast du dir einen Todfeind gemacht," sagte der Fleischhauer nach einer Weile.

„Brauchst ja nichts davon zu erzählen," entgegnete Justus gelassen, „er wird schon den Mund halten. Ich will nur nicht, daß er glaubt, er hätt' den alten Justus vor sich."

XII.

Eines Tages war die Wirrnis in Rina so arg geworden, daß sie sich sagte, es müsse etwas geschehen, um wieder ein wenig zu Klarheit und Ordnung zu kommen. Sie gehörte nicht zu den Menschen, die mit ihren inneren Dingen immer gleich zum Nachbar laufen,

um ihn in sich hineinschauen zu lassen, und um seinen Rat zu bitten. Sie hatte genug Schweres mit sich allein abgemacht, aber nun stand es so, daß sie weder aus noch ein wußte, und daß sie ohne Anwalt und Verteidiger gegen die Anklage ihres Gewissens nicht auskommen zu können glaubte. An Justus konnte sie sich ja nicht wenden, gerade an ihn nicht.

Da glaubte sie nun, daß die Sabine, des Justus' Schwester, die nächste dazu wäre, ihr in dieser Herzensnot zu helfen.

Sie wußte, daß Sabine viel gelitten hatte und noch litt, und sagte sich, daß Menschen, die ein schweres Kreuz zu tragen haben, feiner in den anderen hineinhorchen als sonst einer.

Knollmeyer hatte ihr mürrisch Auskunft gegeben, daß Sabine daheim sei, aber Rina suchte sie vergebens im ganzen Haus. Sie wanderte durch alle Zimmer, rief Sabines Namen, ging auf den Hof hinaus, in die Milchammer, in den Stall, ins Schlachthaus, fragte bei Knecht und Magd nach Sabines Verbleib. Ja, sie war wohl im Haus, grinste die Jungmagd, es hatte etwas gegeben, der Herr war grob mit der Frau gewesen, da hatte sie sich verkrochen, es dauerte nach solchen Auftritten immer eine Weile, ehe sie zum Vorschein kam.

Unter anderen Umständen hätte Rina jetzt wohl darauf verzichtet, Sabine zu sehen, aber es war ihr so bang zumut, daß sie glaubte, ohne freundschaftlichen Zuspruch ihre Bein nicht länger tragen zu können. Sie nahm also ihr Suchen wieder auf und stieg zuletzt auf die Bodentreppe hinauf. Allerlei alter Kram lag auf dem Dachboden umher, und endlich stand Rina vor der Tür eines hölzernen Verschlages, hinter dem sie ein leises Weinen zu hören glaubte.

Als sie behutsam die Tür geöffnet hatte, sah sie, daß es wirklich Sabine war, die sich hierher geflüchtet hatte, um ihren Schmerz ausströmen zu lassen. Die Frau hatte die Arme über eine Truhe geworfen, als ob sie ihr Herz in das wurmstichige Holz hineindrücken wollte und weinte hemmungslos vor sich hin. Es war eine ganz gewöhnliche alte Bauerntruhe, an den Seiten mit gemalten Blumensträußen kunstlos geschmückt; über den Deckel aber war ein großes schwarzes Kreuz gepinselt, und gerade auf dem Schnittpunkt der beiden Arme lag Sabines Kopf.

Nachdem Rina eine Weile still dagestanden hatte, glaubte sie nicht länger unbemerkt Zeugin von Sabines Verzweiflung sein zu dürfen und berührte mit sanfter Hand die zuckende Schulter der Frau.

„Du bist es?" sagte Sabine, indem sie den Kopf erhob und Rina ohne jede Ueberraschung anjah: „Ich haben eben gedacht, daß du kommen müßtest, um mir ein wenig zu helfen."

Da war Rina zu Sabine gegangen, um sich helfen zu lassen und wurde nun selbst um Hilfe angesprochen. „Ich weiß nicht, ob ich heute dazu die richtige bin," sagte sie zaghaft. Aber wie sie nun Sabine genauer betrachtete, da kam ein so tiefes Mitleid über sie, daß sie dachte, ihre eigene Angelegenheit müßte nun doch wohl ein wenig zurückgestellt werden, bis sich Sabine beruhigt hatte.

Sabine sah nicht schön aus mit der verschwollenen Wade, auf der die Spuren einer Hand deutlich abgedrückt waren, dem schwarzblau unterlaufenen Auge und der Beule auf der Stirn. Die mageren Arme, von denen die Bluse zurückgeschoben war, zeigten rote Striemen, und fünf blaue Flecken um die Kehle erzählten von einem würgenden Griff.

„Dein Mann ist wohl wieder roh gegen dich gewesen?" fragte Rina bekümmert.

Vor Schmerzen im ganzen Leib stöhnend erhob sich die Frau und ließ sich auf der Truhe nieder: „Es ist, als hätt' er mir alle Knochen gebrochen. Er hat mich wieder geschlagen."

Empörung wachte in Rina hoch: „Warum? Warum denn wieder?"

(Fortsetzung folgt.)

Hinter der Kamera in Hollywood

Von unserem eigenen Korrespondenten

Vor vierzig Jahren setzte ein fünfzehnjähriger, aus Kische (Ungarn) stammender Einwanderer seinen Fuß auf amerikanischen Boden. Sein ganzer Reichtum bestand aus 40 Dollar, die er vorsichtshalber in seine Tasche eingenäht hatte, und dem brennenden Verlangen, Karriere zu machen. Es wurde ihm bald klar, daß man in „Dollaria“ nicht einfach einen Bejen und Schaufel nimmt und die goldene Flut der Dollars auf der Straße zusammenfegt, sondern daß er einen jeden Dollar mühsam zu erwerben hatte. Er erkannte auch, daß sein Geld und seine Unkenntnisse in der Landessprache ihn nicht weit bringen würden. Um dieser beiden Hindernisse Herr zu werden, nahm er eine Stelle als Laufbursche in einer Kürschnerei für vier Dollar pro Woche an. Seine tägliche Routine bestand in Wegebesorgen, Staubwischen und kleinen Handlangerarbeiten. Des Abends, nach Geschäftsschluß, lernte er angeknirscht Englisch, und nicht selten fand man ihn des Morgens am Tisch über seinen Aufgaben gebeugt eingeschlafen vor.

Von diesem ärmlichen Start gelangte Adolph Zukor zu Ruhm und Reichtum, und heute ist er der Präsident der bedeutendsten Filmorganisation der Welt — der Paramount Famous Lasky. Die packende Geschichte seines Lebens und sein Ringen nach Anerkennung, welches mit der kolossalen Entwicklung des Films eng verwachsen ist, wurde von einem der bekanntesten amerikanischen Schriftsteller — Will Irwin — in dem soeben veröffentlichten Buch „Das Haus, das aus dem Schatten erstand“ (The house that shadows built) ergreifend geschildert. Dieses Buch erhielt seinen Namen von dem prunkvollen Paramount-Theatergebäude in New York, welches 39 Stockwerke hoch ist und das Krönungsmemorial des Genies Adolph Zukor darstellt. Die ersten Ausgaben dieses Buches sind soeben in Hollywood eingetroffen, und es wurde von den hiesigen Filmleuten für fabelhaft interessant erklärt.

Diese Biographie Adolph Zukors liefert dem Leser wieder einmal den Beweis dafür, daß Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeit für den Willensstarken und Strebsamen ist. Beim Durchblättern des Buches zieht der Inhalt desselben lebendig an dem geistigen Auge des Lesers vorüber. Er sieht den Kampf des jugendlichen Zukor, um sich als Kürschner selbständig zu machen; er erlebt seinen ersten Triumph und erbebt bei dem darauffolgenden Mißlingen, welches Zukor fast vor den Bankrott stellte, bis schließlich Zukors großer Tag strahlend, gleich einer ewigen Sonne, am Horizont aufleuchtet.

Zukors Glaube an die Zukunft des Films leitete ihn im Jahre 1904, damals, als die Masse auf das „lebende Bild“ als eine neue frivole Art des Zeitvertreibs herabsah, dazu, sein mühsam errungenes Vermögen in dieser neuen Phase der Kunst anzulegen. Er erlebte den Aufstieg des allerseits in den Schmutz gezogenen Films zur viertgrößten Industrie der Vereinigten Staaten und hörte sich als den „Moses des Films“ in aller Munde. Fürwahr ein treffender Vergleich! Denn gerade wie Moses die Kinder Israels rettete und sie aus Ägypten führte, so rettete Adolph Zukor die Filmindustrie, indem er Tausende von Theatern und Millionen von Menschen den Weg vom minderwertigen Film zum Sonnenschein der Paramount wies!

Wie schon oft in dieser Spalte erwähnt, gibt es in Hollywood mehr als einen Weg, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Das Zerstören von Flugzeugen z. B. ist sowohl ein eigenartiger, als auch gefährlicher Beruf, aber es gibt einem mutigen Piloten, Dick Grace, sein Brot. Seit einigen Jahren hat Grace sich ausschließlich mit der Zerstörung von Flugzeugen für den Film befaßt, und er entrann bis zum heutigen Tage stets gefährlichen Verletzungen. Ohne seine Hilfe wären viele sensationelle Flugzeugaufnahmen in „Wings“, Paramounts sensationellem Heldenfilm der Luft, unmöglich gewesen.

Die Besucher der Hollywooder Ateliers staunen immer, wo all die vielen Hunde, die sie in den verschiedenen Studios antreffen, herkommen. „Wem gehören sie und was tun sie hier?“ wird andauernd gefragt. Alle diese weißen, schwarzen, grauen, braunen und schiefen Vierfüßler gehören den Stars und Hauptdarstellern; darum lautet das unoffizielle Motto dieser Filmstadt: „Liebe mich, liebe meinen Hund!“ Ihre Anwesenheit in den Ateliers erklärt sich dadurch, daß viele prominente Schauspieler von einem fanatischen Aberglauben befallen sind, und sie behaupten, nur bei Anwesenheit ihrer vierfüßigen Lieblinge spielen zu können.

Emil Jannings sieht man nie ohne seine beiden rotbraunen Chowchows. Wenn man Pola Negri erblickt, weiß man auch schon, daß ihr majestätischer russischer Wolfshund nicht weit entfernt ist. Adolphe Menjou und sein französischer Pudel ist ein Begriff. Harold Lloyd ist mit Recht auf seine dänischen Doggen stolz, denn sie wurden bereits auf vielen Hundeausstellungen preisgekrönt. Zwischen den Aufnahmen tollt Clara Bow mit ihrem schmunzenden englischen Setter umher. Bebe Daniels und ihr deutscher Schäferhund sind unzertrennliche Kameraden. Wallace Beery glaubt, daß ihm die besten Jagdhunde der Welt gehören. Wenn Sie sich bei Chester Conklin beliebt machen wollen, so brauchen Sie nur seinen gelehrigen Terrier zu loben. Gary Cooper überschüttet seinen Pointer mit der ganzen Liebe seines Junggefellensherzens. Ja, er ist noch zu haben! Raymond Hatton ist nie zu beschäftigt, um Lobeshymnen auf seinen schwarz-weißen Spitz loszulassen und Mary Brian schwört, daß kein Mann jemals den Platz ihres drahthaarigen Terriers ausfüllen kann. Ja, Hollywood ist tatsächlich ein Hundeparadies!

Was ist bei einer Filmkarriere am wichtigsten? Sollte ein Mädel sich auf ihren Bestand verlassen, um Beförderung zu erreichen, oder ist Schönheit in diesem Falle von größerer Bedeutung? Diese vielumstrittene Frage besteht schon so lange, wie das „schwache Geschlecht“ sein Herz an Filmkarrieren verlor. Pola Negri ist fest überzeugt, daß Schönheit die Hauptrolle spielt. Sie sagte vor kurzem: „Jedes Mädel, welches beim Film Erfolg haben will, muß selbstverständlich von großer Schönheit sein. Ist es außerdem noch klug, um so besser. Ich sage nichts Unmögliches, wenn ich behaupte, daß auf je hundert Mädchen, die sich durch ihre Schönheit den Weg zum Filmruhm ebneten, ein Mädchen kommt, welches dieses Ziel durch ihren Verstand errang. Schönheit erquält das Auge; Geist aber unterhält nur. Geist ist erst dann die Hauptwaffe der Frau, wenn ihre Schönheit im Nachlassen begriffen ist.“ Troßdem dieser Ausspruch die Ansicht eines berühmten Stars darstellt, haben andere maßgebende Persönlichkeiten ganz entgegengesetzte Ansichten kundgetan. Ihrer Meinung nach ist Schönheit eine unabwendbare Notwendigkeit, aber der Geist spielt eine gleiche Rolle und sollte daher nicht in den Hintergrund gerückt werden. Diese Partei stützt sich auf die augenblickliche Hollywooder Situation, welche Pola Negris Ansicht ganz und gar nicht bestätigt; denn die Filmstadt ist mit schönen Mädchen überschwemmt, aber sie können nicht einmal Komparien werden.

Ein witzbegieriger Leser dieser Spalte richtete die folgende Frage an mich: „Wer ist der bekannteste Filmstar der Welt?“ Diese Frage hört sich viel schwieriger an, als sie in Wirklichkeit ist. Die Welt ist allerdings ziemlich groß, aber ich brauche nicht einen Augenblick mit der Antwort zu zögern, wenn ich behaupte, daß Harold Lloyd der populärste Filmstar ist. Dieses ist keine persönliche Ansicht meinerseits, sondern beruht auf Tatsachen. Die Filme des bebrillten Lustspielstars werden in allen Teilen der Welt regelmäßig vorgeführt und ziehen mehr Besucher an als die irgend eines anderen Filmschauspielers. Dieses ergibt sich nicht nur aus den Kasseneinnahmen, sondern auch aus dem Profit, welcher jeder Harold Lloyd-Film zu verzeichnen hat. Mit Hilfe dieser Ergebnisse konnte man feststellen, daß rund fünfzig Millionen Menschen Harold Lloyd in „Am Himmelswillen“ gesehen haben, und daß genau so viele Leute sein neuestes Lustspiel „Harold, der Pechvogel“ sehen werden. Dieses hat natürlich ein kolossales Einkommen auf seinen Lloyds zur Folge, und er genießt den Ruf, der reichste Star der Leinwand zu sein.

Die begeistertste Filmanhängerin der Vereinigten Staaten ist soeben entdeckt worden. Sie ist die siebzehnjährige Margaret Johnson aus Pennsylvania. Am zwei Uhr nachmittags, wenn Ferngespräche am lustigsten sind, rief Miß Johnson das Paramount-Atelier in Hollywood an und erbat eine Verbindung mit Clara Bow. Leider war Clara Bow mit Aufnahmen beschäftigt, und die Konversation erwies sich als unmöglich. Die Entfernung von Pennsylvania nach Hollywood beträgt über 3000 Meilen. Laut Auskunft der Telefongesellschaft betrug die Rate zu dieser Tageszeit für Miß Johnson ungefähr 40 Dollar.

Revolutionen sind in Hollywood wenigstens fünfzigmal gefährlicher als in Rußland. Ich weiß es ganz genau von Nicholas Robliansky, welcher schon beide erlebt hat. Er machte die

glühendste Phase der Revolution in St. Petersburg mit und entkam ihr nur mit etwas Kopfschmerzen. Aber in Hollywood, wo er als Filmschauspieler und technischer Leiter russischer Filme tätig ist, ist das Schicksal ihm nicht immer so sehr hold. Nehmen wir z. B. „Sein letzter Befehl“. Kobliansky spielt in diesem Film die Rolle eines russischen Offiziers. Er muß sich von der Menge packen lassen, wird von einer Eisenbahn gezerzt; die Uniform wird ihm vom Leibe gerissen und schließlich nimmt man ihn gefangen. Und trotzdem glauben viele Leute, daß das Mimen vor der Kamera ein Vergnügen ist!

Der Mann mit dem bösen Blick.

Aus Stockholm wird uns geschrieben:

In den Erinnerungen, die der älteste Ingenieur Schwedens, der neunzigjährige Gustav Ros, veröffentlicht, berichtet er auch über seinen Aufenthalt am Hofe des Sultans Abdul Hamid, dem er im Auftrage der schwedischen Regierung einen großen Posten Maschinengewehre verkauft hatte. Selbstverständlich konnte ein Ausländer zu dem wegen seiner Grausamkeit berühmtesten orientalischen Despoten nur durch Vermittlung einer Vertrauensperson des Sultans gelangen, und so mußte Ros dem Privatsekretär Abdul Hamids eine größere Summe zahlen, bevor er eine Audienz beim Großherrscher erhielt.

Vorher erteilte der Sekretär dem Schweden aber eine Anzahl wichtiger Ratschläge, vor allem warnte er ihn dringend davor, während der Audienz in seine Tasche zu greifen, denn Abdul Hamid war von geradezu krankhafter Furcht vor Attentaten erfüllt. Er mißtraute jedem Besucher und glaubte, daß dieser zu einer verborgenen Waffe greifen wolle, wenn er irgendeine verdächtige Bewegung machte. Zahlreiche Beamte, die während der Audienz ahnungslos nach der Tasche gefaßt hatten, um ein Schriftstück herauszuheben, hatte der argwöhnische Sultan ohne weiteres erschossen. Stets trug Abdul Hamid einen Revolver bei sich, dessen er sich bediente, wenn er sich verfolgt glaubte. Da er ein ausgezeichnete Pistolenfänger war, verfehlte er nie sein Ziel, und seine Beamten zitterten, wenn sie zur Audienz befohlen wurden.

Unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln ging die Audienz des schwedischen Ingenieurs ohne Zwischenfall vorüber, es gelang Ros sogar, dem Sultan ein Maschinengewehr vorzuführen. Abdul Hamid war von dieser neuen Waffe ganz begeistert und ließ sich durch den Chef der Artillerie sofort einen Vertrag auf Lieferung einer großen Anzahl von Maschinengewehren ausfertigen. Die Kaufsumme wurde auf 80 000 englische Pfund festgesetzt, und in kurzer Zeit trafen die ersten Lieferungen in Konstantinopel ein. Mit den Zahlungen aber war es sehr schlecht bestellt, die vereinbarten Termine wurden nicht eingehalten und die schwedische Regierung bestimmte Ros, bei dem Sultan wegen der rückständigen Zahlungen vorstellig zu werden. Wieder wußte Ragib Bey, der Privatsekretär des Sultans, Rat. Nachdem er ein reichliches Trinkgeld empfangen hatte, empfahl er dem Ingenieur, sich an jedem Freitag vor dem Eingang der Moschee aufzuhalten, in der der Sultan dem Gottesdienst beizuwohnte. Zwar seien die Staatssassen leer, so erzählte der schlaue Sekretär, aber unter bestimmten Umständen würde der Sultan bereit sein, die Lieferungen aus seinem sehr ansehnlichen Privatvermögen zu bezahlen.

Ros befolgte diesen Rat, und drei Monate hindurch stand er jeden Freitag vor der Tür des Gotteshauses. Schließlich wurde der Sultan auf den Fremden aufmerksam, der ihn an jedem Freitag durchdringend anstarrte, und ängstlich fragte er seinen Sekretär, wer denn der Mann sei, der ihn so beharrlich mit dem bösen Blick verfolgte. Der Sekretär des Sultans verstand es nun, dem standhaften Schweden nochmals eine Audienz zu verschaffen, bei der der Ingenieur den Sultan wegen Bezahlung der Lieferung mahnte. Sofort ließ Abdul Hamid die Summe aus seiner Privattasche auszahlen, um den „Mann mit dem bösen Blick“ loszuwerden. Freudig verließ Ros den Serail, aber auch der schlaue Privatsekretär war von dem Ausgang der Angelegenheit enttäuscht, denn er erhielt nochmals eine größere Geldsumme.

Auf dem Tanzstundenball.

(Nachdruck verboten.)

„Fräulein, haben Sie schon mal zwei Seelen und einen Gedanken gehabt?“

„Fräulein, haben Sie schon mal einen Krug am Brunnen brechen sehen?“

„Fräulein, haben Sie schon mal einen Ruf wie Donnerhall brausen hören?“

„Fräulein, haben Sie schon mal einen Sänger rasch in die Saiten fallen sehen?“

„Fräulein, haben Sie schon mal eine hohe Bonnegans gegessen?“

„Fräulein, haben Sie schon mal nicht gewußt, was es zu bedeuten hat?“

„Fräulein, ist man schon mal errötend Ihren Spuren gefolgt?“

„Fräulein, ist Ihnen schon mal eine Maus über die Leber gelaufen?“

Die Ehe des Mr. Wood.

Aus London wird uns geschrieben:

Der Londoner Bankier James Wood war unter seinen Freunden und Bekannten als großer Weiberfeind und eingelegter Junggeselle bekannt. Sein Leben lang gehörte er einem Junggesellenklub an. Seine Angestellten flogen in dem Augenblick, in dem sie heirateten. Den Junggesellen dagegen wurde das Gehalt erhöht.

Und dieser James Wood heiratete im 52. Lebensjahr seine Sekretärin, die erst seit zwei Monaten bei ihm tätig war. Die Hochzeit wurde sehr pompös gefeiert. Ueber hundert Gäste waren geladen und es wurde bis zum Morgen gefeiert.

Als der letzte Gast gegangen war, stand auch Mr. Wood auf, nahm Hut und Mantel und sagte seiner Frau mit fester Stimme: „Entschuldige, aber ich muß gehen.“

„Wohin? Wo zu?“ fragte die erstaunte Frau.

„Nach Hause. In meine Junggesellenwohnung. Ein Familienleben ist doch nichts für mich, und meine Ehe war eine über-eilte und unüberlegte Tat.“

Am nächsten Tage reichte Mr. Wood die Scheidung ein. Seine Ehe hat also nur neun Stunden gedauert. Vor Gericht erklärte Wood, daß er sein ganzes Vermögen seiner Frau vermachen werde und ihr eine hohe, lebenslängliche Rente zahlen wolle, er aber wolle unbedingt geschieden sein.

Trotz allem Zureden des Richters bestand Mr. Wood auf seinem Wunsch. Das Gericht erkannte denn auch, daß unter diesen Bedingungen eine Ehe nicht möglich sei, und sprach die Scheidung aus.

Aus aller Welt.

Die Frau als Premierminister. „Wer von unseren hervorragenden Frauen hat das Zeug, Premierminister der englischen Regierung zu werden?“ Diese durchaus ernsthaft gemeinte Rundfrage verschiedener großer Zeitungen beleuchtet die Situation der gewissermaßen über Nacht mit dem gleichen Wahlrecht beschenkten Frauen in England, die nun — infolge des weiblichen Bevölkerungsüberschusses — mehr Stimmzettel in die Wahlurne werfen können als die Männer. Schon begegnet uns die englische Frau überall in hoher staatlicher, sozialer, einflussreicher Position. Die Gesichte von Liverpool z. B., neben London und Birmingham eine der größten Städte des britischen Reiches, werden in vorbildlicher Weise von einer Frau geleitet, und in einer Reihe anderer Städte und Gemeinden steht eine Frau an der Spitze des Rats. Einen illustrierten Aufsatz über dieses interessante Thema bringt das „Illustrierte Blatt“ Frankfurt a. M. in seiner neuesten Nummer (Nr. 3). Im gleichen Heft findet der Leser einige weitere hochaktuelle Themen behandelt. So einen Bericht aus Belgrad „Staatsstreik in Jugoslawien“ und einen solchen über die internationale Giftgaskonferenz in Frankfurt a. M., der die Schrecken eines künftigen Krieges behandelt. Weitere Bilderartikler sind „Die Lawine kommt“ und Josef Wintlers Doktor Eisenbarth. Wer zu dem hübschen Titelbild eine wichtige Unterschrift erfindet, kann sich damit an einem Wettbewerb beteiligen, der ihm die Möglichkeit gibt, mit zehn Worten hundert Mark zu verdienen. Das Heft ist vom Anfang der Woche an zu haben.

Die Winterstarre der Schwalben! Die wissenschaftliche Beobachtung hat einen Winterschlaf bei Vögeln bisher nur als ganz besondere Ausnahmen festgestellt. Schwalben können beispielsweise, wenn sie zur Winterreise nicht kräftig genug sind und daher in irgendeinem wettergeschützten Unterschlupf Zuflucht suchen, sobald der Frost eintritt, in einen Starrzustand verfallen, aus dem sie, ebenso wie die winterschlafenden Säugetiere, auch wieder erweckt werden können. Solche „Schwalbengräber“ mit froststarrten Schwalben hat man schon oft gefunden; aber daß es sich hierbei um Ausnahmen handelt, zeigte sich schon darin, daß die aus der Starre erweckten Tiere nicht länger als höchstens einige Tage am Leben zu erhalten waren. Andere Vögel als Schwalben kommen als Winterschläfer — sofern man hier diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen darf — nicht in Betracht.

Impfung des Hundes. Nach einer Mitteilung in der englischen Presse ist es nach langjährigen Versuchen gelungen, den Bazillus der sogenannten Hundekrankheit zu entdecken. Dadurch ist es zugleich möglich geworden, ein Serum herzustellen, das dem kranken Hunde eingeimpft wird. Es wird an der Wasserversorgung dieses Serums gearbeitet, um es in den Handel bringen zu können.

Fröhliche Ecke.

Der kritische Dichter. Paulmax Bogurka sieht das mit saurem Schweiß seiner Feder entfloßene Lustspiel zum erstenmale in Szene gehen. Nebenbei bemerkt: es ist auch das letztmal gewesen, daß der Dreck aufgeführt wurde.

Zum ersten Akt schweigt das Publikum eisig. Während des zweiten reihen einige Geduldsfäden, und als der Vorhang fällt, wird beträchtlich gepfiffen. Aber dann wird man müde; man mag sich nicht mehr aufpassen, und der dritte Akt wird wieder schweigend ertragen.

Paulmax Bogurka runzelt die Brauen und nickt. „Ja, das hab' ich mir auch schon selber gesagt: der zweite Akt hat doch einige Schwächen.“
(„Meggend.“ Bl.)